

... Joaquina Maria Lopes da Costa, Mitarbeiterin Spezialreinigung am Inselspital Bern «Ein Spital braucht auch Fröhlichkeit»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

danielluethi[at]gmx.ch

Ihr Name tönt wie Musik: Joaquina Maria Lopes da Costa. «Hier nennen mich die meisten «Frau Lopes», sagt sie. Das tönt anders, profaner halt. Wenn sie spricht, leuchten ihre Augen, und ihr Gesicht lacht – die Wärme ihres Heimatlandes wird spürbar. Wenn sie arbeitet, hat sie mit Verunreinigungen und Abfall zu tun. Mit dem, was übrigbleibt. Was zurückbleibt, nach einer Operation oder einer Geburt.

Die Kleinen

Joaquina Lopes ist eine jener Tausenden, die im Gesundheitssystem dieses Landes in aller Stille die nötigen Rahmenbedingungen schaffen. Eine von denen

auch, die aus dem Ausland hierher gekommen sind, um uns zu dienen. Im Berner Inselspital ist sie eine von rund 7300 Mitarbeitenden. Eine von denen, die nicht zum Kern gehören, sondern eher am Rand arbeiten. Ihre Vorgesetzte sagt es so: «Die Reinigung – ein Teil der Direktion Betrieb – sorgt diskret und doch aufs Gründlichste dafür, dass die Mitarbeitenden des Kerngeschäftes des Spitals ihre Arbeit in optisch und hygienisch sauberen Räumlichkeiten ausüben können.»

In der Hierarchie dieses Mammutbetriebes steht die zierliche Portugiesin unten, fast ganz unten. «Ja, wir sind die Kleinen», sagt sie, nicht vorwurfsvoll,



sondern mit einem Lächeln. «Die meisten sind nett mit uns, einige behandeln uns aber schon respektlos, verlangen Unmögliches. Zum Beispiel, dass wir ein Zimmer in zehn Minuten putzen – mit dem ganzen Chaos, das sie hinterlassen. Dabei brauchen wir für eine gründliche Reinigung eine Stunde.» Mit Ärztinnen und Ärzten habe sie kaum direkten Kontakt, erzählt Lopes, «das ist eine andere Welt. Und die wechseln halt auch häufig, weil viele zur Ausbildung hier sind.»

Eine Gemeinsamkeit hat sie bei den Medizinern beobachtet: «Ich glaube, dass sie viel Stress haben.»

Medizinische Details interessieren die Frau hinter dem Wägeli, und manchmal bekommt sie von einer Operation ziemlich direkt etwas mit, was die neugierige junge Dame als bereichernd erlebt. «Mich interessiert, was die Ärzte machen, bei andern und bei mir. Ich musste mir einmal ein Muttermal entfernen lassen. Ich wollte und ich konnte alles genau mitverfolgen. Meine Schwester sagte: «Du spinnst.» Aber mich fasziniert die Arbeit der Mediziner.» Umgekehrt dürfte das Interesse doch deutlich geringer sein. Obschon Joaquina Lopes zu einer erfolgreichen Tätigkeit der Ärzte und damit auch zum Wohlergehen der Patientinnen sicher Wesentliches beiträgt. Nicht nur bezüglich Hygiene. Sondern oft wohl auch punkto Psycho-Hygiene: «Es gibt viel Trauriges in einem Spital. Aber: Ein Spital braucht auch Fröhlichkeit», sagt Joaquina Lopes. Sie unterstreicht diese Aussage – natürlich – mit einem Lachen.

Eine Spezialistin

Unter den etwa 390 Personen, die im Mikrokosmos Insel in der Reinigung tätig sind, gehört sie zu den rund 150 Spezialistinnen. Diese reinigen nicht die Gänge und Zimmer bei den Patientinnen und Patienten, sondern Operationssäle, Notfallstationen, Laboratorien, Reinräume und radiologische Einrichtungen. Bei der Spezialreinigung sind Wünsche und Anforderungen speziell, Merkblätter und Prozesslandkarten beweisen das. In einem grünen Ordner, einer Art «Reinigungsbibel», sind die «postenspezifischen Unterlagen des Bereichs Hauswirtschaft» abgelegt. Es geht um richtige Methoden, Produkte und Abläufe. Und es geht um wichtige Details: Wie die Hände nach allen Regeln der Kunst desinfiziert werden und dass die Fingernägel kurz geschnitten sein müssen, steht hier zum Beispiel. «Es ist fast ein bisschen wie in der Schule», scherzt Joaquina Lopes. «Aber ich brauche das nicht, ich arbeite ja schon seit sechs Jahren hier und weiss zum Glück alles auswendig.» Trotzdem: Das Blatt mit dem Titel «Qualitäts-Selbstkontrolle» muss auch sie regelmässig unterschreiben.

Licht und Schatten

Lopes arbeitet in der Frauenklinik, hauptsächlich im Geschoss «B». Hier gibt es einen Operationssaal für Kaiserschnitte und neun Geburtszimmer. «In drei



Joaquina Maria Lopes da Costa

Joaquina Maria Lopes da Costa wurde 1977 als jüngstes von sechs Kindern in Viana do Castelo im Nordwesten von Portugal geboren. Sie wuchs in Friastelas (Ponte de Lima), einem kleinen Dorf in der Nähe ihres Geburtsortes auf. In Freixo besuchte sie die Primarschule. Anschliessend arbeitete sie als Betreuerin in einem Kinderheim und als Kindermädchen bei einem Arzt-Ehepaar. Im Jahr 2000 kam sie in die Schweiz; ihre ältere Schwester, die hier lebt, brauchte Hilfe im Haushalt. Joaquina Lopes wollte lediglich ein paar Monate lang bleiben, aber sie kehrte nicht mehr zurück nach Portugal, nur noch in den Ferien. Sechs Jahre lang arbeitete sie in Lyss in zwei verschiedenen Restaurants – in der Küche, im Service, in der Reinigung. Dann, 2006, trat sie am Berner Inselspital die Stelle an, der sie seither treu geblieben ist: Sie arbeitet als Mitarbeiterin Spezialreinigung vor allem in der Universitäts-Frauenklinik, und zwar im Operationssaal und in den Geburtszimmern.

Joaquina Lopes lebt in Köniz bei Bern.

davon hat es eine Badewanne zur Entspannung und für Unterwassergeburten, vier Zimmer sind polyvalent», erklärt sie. Oft wird sie in einem der drei Operationssäle einen Stock tiefer eingesetzt, manchmal auch an einem anderen Ort, wo gerade eine Reinigungsspezialistin gefragt ist. «Das Wägeli ist mein ständiger Begleiter», sagt sie liebevoll und betrachtet es mit Zuneigung. «Der weisse Kübel ist für die sauberen Lappen, der gelbe für die schmutzigen, der rote enthält Wasser mit dem Unterhaltsreiniger Sani Cid, der blaue das Desinfektionsmittel Tego Cid. Das muss man nicht trocknen, sonst nützt es nichts.»

Im Reinigungsraum ist Nachschub bereit: WC-Papier, WC-Bürsten, Lappen, Abfallsäcke. «Hier in der Frauenklinik sind sie blau, in anderen Abteilun-

gen schwarz. Die blauen sind stärker und schöner», sagt Lopes mit spürbarer Freude, ja Berufsstolz. Dazu kommen rote, blaue und gelbe Säcke für schmutzige Wäsche. «In die gelben schmeissen wir blutige Textilien und solche von Patientinnen mit Infektionen, HIV zum Beispiel.»

Mit anderen Worten: Lopes sieht und erlebt einiges hier, hautnah. Blut mache ihr nichts aus, beteuert sie. «Nur einmal hatte ich damit Mühe, da war eine Bekannte von mir als Patientin hier, und sie verlor viel Blut. Es war, als wäre es mein eigenes. Und ja: Erbrochenes putze ich nicht gerne auf, das widersteht mir.»

«Ich hatte keine andere Wahl.»

Rivalitäten unter Kolleginnen widerstehen ihr übrigens auch, sie mag es gar nicht, wenn jemand eine unangenehme Arbeit anderen überlässt. Und noch etwas moniert sie: «Die Architektur dieses Hauses gefällt mir nicht. Vielerorts ist es eng und dunkel. Modern ist halt nicht automatisch schön. Als ich hierher kam, dachte ich, dieses Gebäude müsste dringend renoviert werden.» Es war damals erst vier Jahre alt. Auch Fachleute sahen schon bald viele Mängel. Weil Joaquina Lopes aber ein positiv denkender Mensch ist, sagt sie heute trotz allem: «Irgendwie ist es mein Haus geworden.»

Wo und wie erholt sich eine Frau, die täglich mit Verunreinigungen und Abfall konfrontiert ist? «Ich bin häuslich geworden und zeichne sehr gerne, meistens mit dem Bleistift.» Porträts, Landschaften oder Stilleben lasse sie gerne entstehen, erzählt sie, das Spiel von Licht und Schatten fasziniere sie. Gerne häkelt sie. Und neuerdings macht sie aus Wolle auch diese herzigen kleinen Bébéfinken. Auch bei ihren Hobbies stellt sie offenbar hohe Ansprüche an sich selber, und auch hier scheinen ihr Detailpflege und Sorgfalt wichtig zu sein.

In den Ferien fahre sie regelmässig nach Portugal. Zu Hause erwarten sie der Vater, der nach einem Schlaganfall seit Jahren bettlägerig ist, und die 82-jährige Mutter. 82 und die Tochter 35? «Ja, sie

brachte mich zur Welt, als sie 47-jährig war. Ihr geht es gut, und wir telefonieren viel miteinander. Ihr kann ich alles erzählen, und sie versteht mich wie sonst niemand. Sollte sie einmal pflegebedürftig werden, ich würde nicht zögern und sofort zu ihr zurückkehren, das ist klar.»

Träume

Zwischenreinigung (mehrmals pro Tag im gleichen Raum), Unterhaltsreinigung, Austrittsreinigung: Von 6 bis 15 Uhr oder von 15 Uhr bis fast Mitternacht ist dies der Alltag von Joaquina Lopes, zweimal pro Monat auch am Samstag und Sonntag. «Ich mache diese Arbeit gerne», sagt sie. 3400 Franken netto erhält sie pro Monat dafür. Dass Ärzte ein Mehrfaches verdienen, findet sie richtig: «Die haben auch eine grössere Verantwortung.»

Aber hat sie damals, als sie 20 war und noch in Portugal lebte, jemals daran gedacht, dass sie so etwas, wie sie es seit sechs Jahren macht, dereinst als Beruf ausüben würde? Hatte sie nicht andere Träume? «Ich hatte keine Wahl», lautet die Antwort. «Meine Mutter war Landarbeiterin, mein Vater arbeitete als Strassenarbeiter in Paris. Wir waren sechs Kinder, ich musste so schnell wie möglich Geld verdienen.» Sie und ihre fünf Geschwister bezeichnet sie übrigens scherzhaft als «Ferien-Früchte».

Und heute – welchen Traum hat sie? «Ich bin auch eine Frau und ich möchte auch Mutter werden. Seit meiner Kindheit wünsche ich mir Zwillinge.» Das sagt eine Frau, die täglich Gebärende sieht, die mithilft, für eine Geburt erfolgreiche Rahmenbedingungen zu schaffen – und dann bisweilen auch erlebt, dass ein Kind stirbt oder tot zur Welt kommt. «Einmal, als ich in einem Geburtszimmer eine Zwischenreinigung machte, stand dort ein Kinderbettlein. Darin lag ein toter Säugling, schön mit Blumen dekoriert.» Schockiert habe sie dies nicht, denn seit dem Tod ihres Bruders wisse sie, dass das Ende zum Leben gehört wie der Anfang. Dieser Anfang aber sei es, der sie immer wieder motiviere: «Hier wird neues Leben geboren, das schafft eine glückliche Atmosphäre.»

Sie habe einen Sinn für die Realität, sagt Joaquina Lopes. Auch bezüglich ihres eigenen Kinderwunsches. Denn dafür brauche es ja auch einen Mann. «Irgendeinmal wird schon der richtige kommen», ergänzt sie. Und lacht. Bescheiden, aber überzeugend.

Die nächste «Begegnung mit ...»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im Oktober schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Cosette Odier, Seelsorgerin und Ausbilderin am Universitätsspital CHUV in Lausanne.